

wohl zum ersten Mal so viele gemeinsam. Die Tagung endete mit dem überraschenden Ausruf: „Tzimbar len-tak!“, was so viel bedeutet wie: „Das Zimbrische lebt, es ist nicht tot!“ Mit diesem Ausspruch erfuhr das bisher erlebte Sich-Selbst-Bemitleiden der Sprachinseln ein jähes Ende, man blickte plötzlich in die Zukunft:

Bereits für ein halbes Jahr später wurde ein neues gemeinsames Treffen angeregt, und ein weiteres Halbjahr später wurde eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, die den Namen „Einheitskomitee der historischen deutschen Sprachinseln in Italien“ trägt, kurz „Sprachinselkomitee“ genannt. Laut seinen Satzungen ist es der Zweck des Komitees, die Sprache und Kultur der deutschen historischen Gemeinschaften zu schützen und zu fördern, auch in Zusammenarbeit mit anderen Körperschaften, Vereinigungen und Personen in Italien und in Europa.

Mit der Gründung dieses Komitees griff man auf das oben erwähnte italienische Minderheitengesetz zurück. Dieses sieht nämlich vor, dass Gemeinschaften, die auf mehrere Provinzen und Regionen (vergleichbar den Bundesländern) verteilt sind, Arbeitsgemeinschaften zur Koordinierung und Erarbeitung von gemeinsamen Vorschlägen bilden können und dass die zuständigen Lokalkörperschaften diese anerkennen können.

Nach der Gründung des Sprachinselkomitees ging es nunmehr aufwärts mit diesen kleinen Gemeinschaften. Laut der UNO-Resolution von Capotorti versteht man unter „Volksgruppe“ u. a. eine Gemeinschaft, „die sich durch ethnische, sprachliche oder kulturelle Merkmale von den übrigen Staatsbürgern unterscheidet und gewillt ist, diese Eigenart zu erhalten“. Und gerade hier haben die Sprachinseln angesetzt, sie sind gewillt, ihr Sprachinselsein anzunehmen, es zu erhalten. Und nicht nur dies, in letzter Zeit ist man geradezu stolz darauf, Sprachinselangehöriger zu sein, eine Sprache zu können, die viele Jahrhunderte alt ist, stolz darauf, allen Vorhersagen zum Trotz immer noch lebendig zu sein. So versteht man auch, dass das Sprachinselkomitee bald nach seiner Gründung ein Buch veröffentlicht hat, in dem die Gemeinschaften selbst zu Wort kommen. Die darin enthaltenen Beiträge sind sozusagen Bilder, die mit der Einfachheit und Bescheidenheit des Nichtakademikers den Alltag von lebendigen Minderheiten darstellen, die erhobenen Hauptes ins dritte Jahrtausend schreiten. Es sind schlicht und einfach „Lebendige Sprachinseln“.⁵

⁵ *Lebendige Sprachinseln. Beiträge aus den historischen deutschen Minderheiten in Italien.* Hrsg.: Karin Heller, Luis Thomas Prader u. Christian Prezzi. Lusérn 2008, 3. Aufl. 2008.

Altgriechisch und Deutsch

Von Menno Aden

Es ist ein Gemeinplatz, dass man keine Sprache sinnidentisch, gleichsam eins zu eins, in eine andere übersetzen kann. Es gibt allgemeine, bei jeder Sprache auftretende Schwierigkeiten. Die Bedeutungsfelder begriff-sähnlicher Wörter sind fast nie deckungsgleich. Beispiel: *logos* wird zumeist und richtig mit *Wort* übersetzt. *Logos* bedeutet aber auch Geist, Geisteskraft, Überlegung u. ä.; bei unserem *Wort* klingt hingegen ein eher praktisches Bedeutungsfeld auf, wie: Wortschatz, Wortspiel, Antwort, Un-wort, das Wort im Sinne des Ausspruchs eines Dichters u. a. *Logos* ist daher eher geistig, *Wort* dagegen eher praktisch bestimmt.

Auch bei scheinbar eindeutigen Begriffen wie Sachbezeichnungen strahlen unterschiedliche Bedeutungs- und Assoziationsfelder hinein. Das griechische Wort *polis* kann man kaum anders als mit Stadt übersetzen, aber für den Griechen ist die *polis* nicht die untere staatliche Verwaltungsbehörde, sondern überhaupt sein Staat, Vaterland, Heimat. In dieser Art kann praktisch das ganze Wörterbuch durchgenommen werden.

Das gilt im Verhältnis zu anderen Sprachen ganz ähnlich. Das russische Wort *ruka* bedeutet *Hand* und kann kaum anders übersetzt werden. Bei uns aber steht Hand in einem sehr praktischen Bedeutungsfeld: Handwerker, handlich, Handy usw., während im Russischen aus *ruka* auch Wörter wie *rukowoditj*, *rukowodstwo* entwickelt werden, was soviel wie herrschen, Herrschaft bedeutet.

Wichtig und schwer übersetzbar ist die Sprach- und Satzmelodie. In Platons *Phaidon* (62 D/E) findet sich der hier willkürlich ausgewählte Satz: „Ein Mensch wäre doch ganz unklug, wenn er nicht lieber bei einem guten Herrn bliebe, als ihm zu entfliehen.“ Dieser Satz müsste im vollem Wortlaut wie folgt übersetzt werden: „Wohl nur ein Tor könnte auf die folgende Meinung verfallen, nämlich dass er als seinem Herrn Entflohener nicht veranschlagen würde, wie unangemessen es ist, einem guten Herrn zu entfliehen, anstatt möglichst bei ihm zu bleiben, sodass es widersinnig wäre, wenn er flöhe.“

In der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher liest es sich ähnlich umständlich: „Nur ein unvernünftiger Mensch könnte das vielleicht glauben, dass es gut wäre, von seinem Herrn zu fliehen, und könnte nicht be-



denken, dass man ja von dem Guten nicht fliehen muß, sondern sich so weit wie möglich daran halten, und dass er also unvernünftiger Weise fliehen würde.“ –

Dieser im Text wie oben ganz kurz übersetzte Satz mag als Beispiel für die Art dienen, wie im Griechischen ein letztlich einfacher Sinn mit Worten und Sprachfiguren gleichsam umspielt werden kann. Platon nutzt diese Möglichkeit seiner Sprache ausführlich, wie auch der Franzose, anstatt etwas Bestimmtes auszusagen, oft mehr noch als auf den Sinn darauf achtet, wie schön oder elegant er es sagen kann.

Es ist sehr schwierig, wenn nicht unmöglich, diese Sprachmelodie immer angemessen wiederzugeben, zumal aus einer Sprache, die uns nur noch in literarischen Zeugnissen zugänglich ist. „Was sich am schlechtesten aus einer Sprache in die andere übersetzen lässt“, sagt Nietzsche¹, ist „das Tempo ihres Stils“. Dieser zitierte Satz wirkt nur in der deutschen Langübersetzung gewunden. Im Griechischen aber ist er ein harmonisch komponierter Satz. Er gibt über seinen manifesten Wort-sinn hinaus die schwankende Gefühls- und Erwägungslage dessen wieder, der eigentlich wohl fliehen möchte, vielleicht aber doch auch wieder wohl nicht. Die im Deutschen vorhandenen Tönungswörter (*vielleicht aber doch auch wieder wohl*), zumal ihre mögliche Kombination wie hier, erlauben uns Deutschen freilich oft wohl besser, den Sinn des Griechischen zu treffen, als es einem Englischsprachigen oder Norweger möglich ist.

Die Übersetzungsleistung von Schleiermacher² ist durchaus nicht überholt. Es sei gerne zugestanden, dass der Verfasser seine Übersetzung immer wieder an jener von Schleiermacher ausgerichtet und immer wieder Formulierungen von ihm übernommen hat. Der Hauptunterschied zu Schleiermacher liegt in Folgendem: Dieser durfte erwarten, dass seine Leser zumindest Grundkenntnisse der griechischen Sprache hatten. Das klassische Griechisch verfügt über eine Reihe von Stilmitteln, die im Deutschen nicht mehr angemessenen

Abbildung oben:
Confusio Babylonica, Kupferstich von Zacharias Dolendo nach Karel van Mander (um 1598): Die Verwirrung der Sprachen nach dem Turmbau zu Babel, versinnbildlicht in der Trennung der Stämme Noahs und deren Auszug in alle Weltteile.

1 Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*. Leipzig 1886, I, Nr. 28.

2 Friedrich Schleiermacher: *Platons Werke*. 6 Bde. Berlin 1804–1828.

nachgestellt werden können, etwa in der Verwendung von Partizipien und Zeiten, obwohl es uns im Deutschen, im Gegensatz zum Englischen und Französischen, noch am ehesten gelingt. Schleiermacher durfte es sich daher leisten, die manchmal sehr langen, durch ineinander greifende Partizipialkonstruktionen verbundenen griechischen Sätze in ebensolcher Form bzw. dort, wo etwa ein uns unbekannt gewordenes Passivpartizip fehlt, in Relativsätzen wiederzugeben, wodurch der Satzbau leicht aufgebläht wird. Wir heute sind an lange Sätze weder in unserer eigenen noch in den uns normalerweise zugänglichen fremden Sprachen gewöhnt.³ Es wird also hier versucht, die Aussagen griffiger zu machen.

Das Deutsche hat viele Modalpartikeln, stilistische „Farbgeber“, welche der Aussage ihre Feintönung geben, Worte wie *eigentlich, doch, wohl, nun* usw. Unsere Hauptreferenzsprachen, Englisch, Französisch, haben diese nicht. Die Färbung geht daher bei einer Übersetzung in diese oft verloren. Man versuche zu übersetzen: „Ich wollte *eigentlich* nicht kommen.“ Oder: „Du bist *doch* mein Freund, ein Schussel, usw.“ „Das ist *doch* klar.“³ Das Griechische hat noch ungleich mehr Möglichkeiten solcher Farbgebung. Auch hier sind wir Deutschen zwar gegenüber etwa dem Französischen im Vorteil, aber auch unsere Sprache reicht nicht immer aus.

Folgender, merkwürdigerweise fast nie beachteter Hinweis ist wichtig: Im Original des *Phaidon* „duzen“ die Schüler ihren Meister. So wird es auch immer und auch hier übersetzt. Dieser wie alle Dialoge der Antike bekommen daher in der Übersetzung für uns Deutsche einen zutraulichen, freundschaftlichen Ton, der so gar nicht immer gemeint gewesen sein muss. Mit demselben Recht könnte aber auch übersetzt werden: „Sagen Sie bitte, Herr Phaidon, waren Sie eigentlich selbst bei Herrn Sokrates im Gefängnis ...?“ usw. Im Grunde wäre diese Übersetzung sogar richtiger. Phaidon und Ekekrates kennen einander offenbar nur flüchtig, in Deutschland heute würden sie einander „siezen“. Ekekrates kannte Sokrates persönlich offensichtlich nicht. Der junge Verehrer des bereits siebzighährigen Sokrates würde daher nicht einmal in den USA einfach den Vornamen gebrauchen, sondern von „Mr. Sokrates“ sprechen. In den antiken Sprachen gibt es aber keinen Unterschied von „Du“ und „Sie“. Man sprach auch die Höchstgestellten schlicht mit (Vor-)Namen und „Du“ an. So hießen selbst Alexander der Große und später Kaiser Augustus auch für den Geringsten nur Alexander oder Augustus, nicht etwa „Majestät“ und „Sie“ oder „Ihr“. Es gab auch keine förmlichen Nachnamen, wie wir sie gegenüber einer noch fremden Person gebrauchen. Die Menschen wurden „geduzt“. Sie hießen Ekekrates oder Phaidon, nicht „Herr“ oder „Dr. Phaidon“.⁴

3 Das Russische allerdings hat diese Formen weitgehend bewahrt.

4 Wiederum hat das Russische, ebenso urtümlich wie das Deutsche, in dem Worte *wedj* ein Entsprechendes.

5 Anreden wie „Herr“ (griech. *kyrie*, lat. *domine*) und weitere Titulaturen (z. B. lat. *clarissime* = svw. *Durchlaucht*) kamen erst etwa ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. gegenüber dem Kaiser und dann allmählich auch gegenüber hochgestellten Beamten der kaiserlichen Bürokratie in Gebrauch.